

Schwule Szene am Lausitzer Platz

Eine Jugend im Kiez

Bernd Feuerhelm / Wie fast jeden Sonntag schlendere ich morgens über den Flohmarkt. Ich will schon „ohne Beute“ wieder gehen, als ich ein leicht zerrissenes Päckchen von kleinen Hefen, zusammengehalten von einer Paketschnur, entdecke. „Der Weg zu Freundschaft und Toleranz“ steht auf dem Titel – ich bin auf eine der Schwulenzeitschriften der fünfziger Jahre gestoßen. Sie scheint förmlich gewartet zu haben – auf mich und meine momentane Beschäftigung mit der Geschichte des Lausitzer Platzes, die auch die Geschichte meiner Kindheit und Jugend ist.

Schnell werde ich mit dem Händler einig. Neugierig öffne ich das Paketband und stoße schon während des ersten Durchblätterns auf Anzeigen aus den fünfziger Jahren für Lokale am und um den Lausitzer Platz herum.

Elektrisiert fahre ich zusammen, als mir die Adresse „Lausitzer Platz 1“ ins Auge sticht. Es ist die Adresse meiner Kindheit und Jugend. Ein anderes Inserat wirbt für das Lokal „Bohème“, dessen Gründerzeit-Bufferet ausnahmsweise mal nicht Charlotte von Mahlsdorf, sondern ich erwarb, und das heute noch im „Café Breslau“ am Breslauer Platz steht.

Ich gehörte damals einer Clique von Jugendlichen an, die sich regelmä-

ßig in den Abendstunden am Lausitzer Platz traf. Es war die Zeit, als wir mit dem Rock'n'Roll versuchten, die



Bernd, im Hintergrund die Bohème

Werte der Erwachsenenwelt in Frage zu stellen. Wir lungerten auf einer Parkbank herum, nicht weit von der Bedürfnisanstalt („Klappe“). Wir trugen hautenge Jeans und Lederjacken.

Die Haare waren kunstvoll nach vorne, wie zu einer Pompadourfrisur, aufgetürmt, und nach hinten zur sogenannten „Ente“ frisiert. Die ganze Prozedur des Frisierens nahm eine gute halbe Stunde in Anspruch. Auf dem Boden stand ein Kofferradio mit eingebautem Plattenspieler, und nach den Klängen von Bill Haley übten wir die ersten Tanzschritte des damaligen Modetanzes.

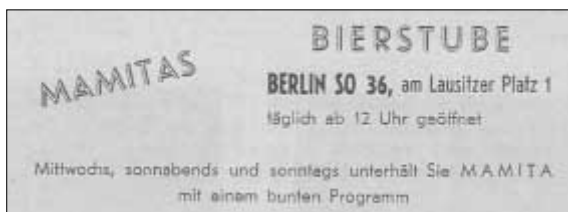
Vor der „Klappe“ hielt sich meist irgendeine

männliche Person auf, die dort etwas zu beobachten schien. Da es am Lausitzer Platz keinen Parkwächter gab, waren wir der Meinung, daß es sich um einen Zivilpolizisten handelte, der irgendwelche Spitzbuben suchte. Gänzlich verworren wurde es, wenn diese Typen jedesmal hinterherkamen, wenn einer von uns zum Pinkeln ging. Er stellte sich neben uns und guckte wohlwollend zu. Da wir nicht wußten, was diese Kerle wirklich wollte, nannten wir sie „Trockenpisser“. So naiv waren wir in den fünfziger Jahren.

Wir Halbstarke waren gespannt in die Phantasien anderer, die wir für unsere eigenen hielten. Und die waren auf das „normale“, das heterosexuelle Verhalten ausgerichtet. Wir hatten ein stark ausgeprägtes Männlichkeitsverhalten. Zudem flüchteten sich viele von uns in Tagträumereien, die uns die Energie raubten,



Bernd in Rosas Film „Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern ...“



die wir für Schule und Berufsleben hätten gut gebrauchen können.

Ich persönlich tanzte schon immer gerne. Die erforderlichen Tanzschritte übte ich manchmal alleine vor dem Spiegel oder mit der Zimmertür als „Partnerin“. Dank meiner Übungen traute ich mich bald in die Tanzkneipen. Das „Lausitzer Eck“ (heute „Pink Panther“), im Besitz von Lutz und Inge Marschall, war die Anlaufstelle schlechthin.

Eines Abends fragte mich ein Bewunderer meines Tanzstils, ob ich mit ihm tanzen und ihn führen wolle. Ich war einverstanden. Damit verstieß ich gegen ein ungeschriebenes Gesetz. Durch die konventionellen Begriffe über das, was man zu tun und zu lassen hatte, war ich nun stigmatisiert, denn ein Mann, der mit einem anderen Mann tanzte, wurde auf jeden Fall zum Außenseiter.



Im Hinterzimmer der „Bohème“

Ich wurde isoliert, viele verhielten sich mir gegenüber anders als zuvor.



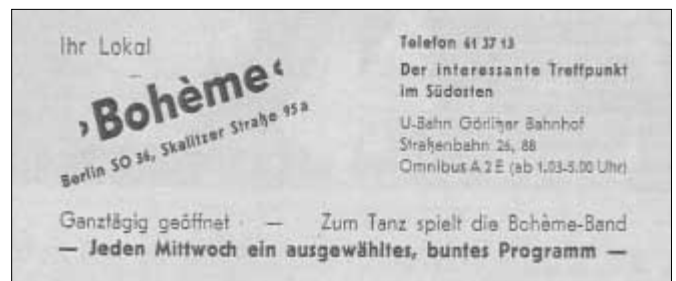
Willi Lorenz (links), Besitzer der Bohème, feiert 1955 mit Freunden das dreijährige Bestehen des Lokals.

Alles schien sich für mich zu verändern. Obwohl ich mich sicher nicht verändert hatte, außer, daß ich mit einem Mann getanzt hatte. Nichts weiter.

Ich blieb ein guter Tänzer. Und der, den ich beim Tanz geführt hatte, führte mich ein in eine für mich neue, in die schwule Welt. In die Lokale rund um den Lausitzer Platz. Ohne mich zu bedrängen. Ohne mich zu isolieren. Ohne mich verändern zu wollen. Dort wurde ich durch meinen – ich will nicht übertreiben, aber es war durchaus ein ausdrucksstarker – Tanz ein akzeptierter Mensch. Ich konnte sein – und tun – und machen.

Und das waren die Lokale in der Gegend des Lausitzer Platzes: die „Artistenklausur“ am Lausitzer Platz 1, deren Besitzerin, Ida Fürstenau, auch Inhaberin der legendären Lesbenkneipe „Fürstenau“ in der Adalbertstr. 21 war. Das Schwulenlokal „Bohème“, Lausitzer Platz/Ecke Skalitzer Straße

(heute „Sinatra“), mit überwiegend Kreuzberger Stammpublikum. Ein Lokal ohne Türsteher und Klingel, mit Luftballons und Girlanden als Dekoration sowie Wohnzimmertapete gaben dem „Bohème“ einen gewissen rheinischen Frohsinn. Nicht zu vergessen „Ellis Bierbar“ am Görlitzer Bahnhof, eine der ältesten und durch die Medien sehr bekannten Schwulenkneipen. Sie wurde in den neunziger Jahren durch die neuen Betreiber der Endart-Galerie endgültig ihres Charmes beraubt und existiert heute nicht mehr.



Jeder dieser Läden hatte eine gewisse Gemütlichkeit oder auch Plüschigkeit, unterschied sich aber durch das Publikum, wobei „Elli“ mit ihrer Bierbar durch die Mischung vom Lederkerl bis zum Transvestiten Maßstäbe setzte.

Rosa von Praunheim setzte Elli ein Denkmal mit seinem Film „Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt“. In diesem



Hinterzimmer von „Ellis Bierbar“

Film wirkte ich als Hauptdarsteller mit. Es ist ein Film, der urchristliche Toleranz beschwört. Akzeptiere den Menschen, wie er (oder sie) ist.

Zurück zu mir, dem Ausgestoßenen aus der Halbstarken-Clique vom Lausitzer Platz – dem Tänzer. 1961, mit dem Bau der Mauer, wurde mein Kreuzberg an den Rand gedrängt. Ich mußte gehen. Und ich wollte gehen. Es mußte nicht Amerika sein. Mir reichte ein anderer Stadtbezirk. Das war Schöneberg, wo ich auch heute noch wohne.

Im ersten Moment war Schöneberg die sogenannte „Große Welt“. Man hatte Stil. Es gab gestylte Bars, aber es war kalt zwischen den Menschen. Nicht so lebendig, so exzessiv wie in Kreuzberg. Im Gegensatz zu Kreuzberg waren in den schwulen Lokalen Schönebergs Frauen akzeptiert. Und dort konnte ich tanzen, auch in einem schwulen Lokal, und zwar mit Frauen, ohne ausgegrenzt zu werden.

Und endlich hatte ich auch mein Wohnzimmer für mich entdeckt, näm-

lich den „Dandy Club“ in der Augsburger Straße. Warum tat ich das alles? Bis morgens im „Big Apple“, im alten „Eden Saloon“, im „KC“ oder „Trocadero“ zu tanzen. Es war wie ein Rausch. Ich lernte immer neue Leute kennen, ohne sie wirklich kennenzulernen.

Ein Verlangen nach Zuwendung ließ mich weitertanzen, ohne damit wirklich Nähe erlangen zu können. Und damit war ich nicht alleine. Ich traf unter allen Künstlern und solchen, die sich dafür hielten, unter all den Selbstdarstellern und Ausgeflippten, doch noch echte Menschen. Unter anderem Holger Mischwitzky, der sich später „Rosa von Praunheim“ nannte.



Bernd und Rosa im legendären „Harlekin“

Ich tanzte damals auch bei Modenschauen – von Nobert's und Selbach, den angesagten Modegeschäften. Bei einer Modellagentur machte ich eine Ausbildung als Dressman; die dort aufgenommenen Fotos gelangten zum Künstlerdienst. Dort fielen sie



Modelfoto von Bernd

Rosa von Praunheim auf, der gerade auf der Suche nach einem Hauptdarsteller für seinen neuen Film war. Wir kannten uns bereits: In seiner Wohnung in der Crellestraße hatte ich einen meiner ersten Joints geraucht (Übrigens wurde damals in allen Szene-Wohnungen gekiff). In einem seiner Kurzfilme hatte ich als Statist mitgewirkt. Trotzdem behauptete Rosa später, er habe mich nur aufgrund der Fotos in der Künstleragentur ausgewählt.

Rosa war der Meinung, daß ich schwul bin, also war das kein Thema zwischen uns. Erst während der Dreharbeiten gab es Schwierigkeiten:

Einige Szenen waren sehr intim und lösten Unbehagen bei mir aus. Ich hatte vorher noch nie richtig einen Mann geküßt, wenn man von einigen Kußexperimenten als Jungen im Schwimmbad unter Wasser absieht. Weil ich heterosexuell war,

wirkte das alles bei mir ein wenig hölzern. Genau das aber gab dem Film den gewünschten Effekt: Ich spielte ja einen jungen Mann aus der Provinz,



Filmszene aus
„Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt“

der in die Großstadt kommt und dort ganz verklemmt auf das wilde Leben reagiert. Das Ende des Films ist der Ausbruch aus dieser Verklemmtheit: Raus aus der Gehemmtheit, rein in die Szenekeller! Rosa ging trotzdem ein wenig auf Distanz zu mir; die Dreharbeiten mußten öfter unterbrochen werden, weil ich den Tränen nahe war. Ich hatte das Gefühl, daß meine Grenzen nicht respektiert wurden. Rosa fragte mich nie nach dem Grund: Für ihn war das, was mir Schwierigkeiten bereitete, normal. Ich erinnere mich besonders an eine Szene, in der ich nackt mit einem Mann ins Bett stieg. Die Szene mußte x-mal gedreht werden. Ich konnte einfach nicht! Ein halbes Dutzend Menschen drängten sich im Türrahmen und versuchten, einen Blick auf uns zu erhaschen.

Der Film hatte 1971 auf den Berliner Filmfestspielen im neugeschaffenen „Forum des jungen Films“ Premiere. Ich saß im Publikum und erkannte mich kaum wieder. Die mei-

sten Leute um mich herum lachten, als ob ich eine Witzfigur sei. Ich fühlte mich alleine. Wieder war ich der Ausgeschlossene – wie damals bei meiner Halbstarckenclique am Lausitzer Platz.

Hinterher gingen wir auf eine Art Premierenparty, irgendwo in einer Privatwohnung mit lauter wichtigen Leuten aus der Filmszene. Einige wollten mit

mir ein Gespräch anfangen, aber ich stand so unter dem Druck, dazugehören zu wollen, daß ich permanent versuchte, mich zu profilieren und letztendlich kein vernünftiges Wort herausbrachte. Ich war so „exklusiv“, daß ich mich völlig deplaziert fühlte. Ich glaubte, daß von mir wichtige politische Aussagen erwartet würden – zum Beispiel zum Drehbuch, das von Rosa gemeinsam mit dem Sexualwissenschaftler Martin Danecker erarbeitet wurde. Ich konnte zur Schwulenzbewegung gar nichts sagen.

Letztendlich war es Rosa, der mir durch den Film zu meinem „Coming out“ als Heterosexueller verholfen hat. Die Filmarbeit mit Rosa machte es mir aber auch möglich, meine „Kreuzberger Zeit“ noch einmal mit kritischem Abstand nachzuerleben.

Fortsetzung folgt.